

Zeitschrift:	Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber:	Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band:	91 (2024)
Artikel:	Um 1900 in Burgdorf : Julie Engell-Günther, Schriftstellerin und Kämpferin für Frauenrechte
Autor:	Krebs, Thomas
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1073571

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Um 1900 in Burgdorf – Julie Engell-Günther, Schriftstellerin und Kämpferin für Frauenrechte

Thomas Krebs



Porträt von Julie Engell-Günther, Autorin der Monatsschrift «Helvetia», 1902

Wer zwischen April 1900 und Oktober 1902 im Gsteigfeld vorbeikam, mochte dort einer Ehrfurcht gebietenden, ganz in schwarz gekleideten Dame begegnen. Es handelte sich um die Lehrerin, Schriftstellerin, Frauenrechtlerin und Freidenkerin Julie Engell-Günther, die damals zusammen mit ihrem Sohn und dessen Familie in der Villa Friedegg wohnte und bei der Einwohnerkontrolle der Stadt Burgdorf ordentlich gemeldet war. Die Liegenschaft Friedegg gehörte seit 1895 dem Kaufmann Emil Günter-Glogger, und das Haus enthielt vier Wohnungen. Der kurze Aufenthalt einer Familie Günther mit «h» hat sich in der Familiengeschichte der Günter ohne «h» nicht eingeprägt: laut den direkten Nachfahren wurde darüber nie gesprochen. Genauso wenig ist bekannt, wie es die Familie Günther von der italienischen Schweiz nach Burgdorf verschlagen hatte. Nachdem sie nämlich Anfang der 1890er-Jahre im Tessin gelebt hatten, waren sie vor der Übersiedelung ins Emmental nacheinander in drei Gemeinden im Misox gemeldet: San Vittore, Roveredo und Grono.



Wohnhaus Friedegg in Burgdorf, kurz vor 1900 (Foto: PB zvg)

Zu ihrer Zeit in Burgdorf war Julie Engell-Günther bereits über 80 Jahre alt, aber immer noch schriftstellerisch tätig. Sie war am 3. August 1819 als Juliane Engell in Sülz (dem heutigen Bad Sülze in Mecklenburg-Vorpommern) als ältestes von acht Kindern geboren worden und hatte ein bewegtes Leben hinter sich, das sie bis nach Brasilien geführt hatte.

In der von Robert Weber gegründeten illustrierten Monatsschrift «*Helvetia*», die weitherum gelesen wurde, publizierte sie regelmässig. 1902 erschien dort der folgende autobiografische Text:

Meine Erinnerungen.

In einem Städtchen nahe der Ostsee, wo mein Vater ein viel beschäftigter Beamter war, bin ich als ältestes Kind einer zahlreichen Familie geboren und sehr früh zur Gehilfin beider Eltern gemacht worden, wozu sie mich unterwiesen haben, ohne mich eine Schule besuchen zu lassen, schon weil es am Ort an einer passenden ganz fehlte. Man gewann damals noch in jedem kleinen Haushalt durch die Arbeit der Frau (nebst Gehilfinnen) ziemlich den ganzen Unterhalt, da Viehzucht, Bodenkultur und Industrie fast ganz von weiblichen Händen besorgt wurden. Da gab es also genug für mich zu tun, aber ich mußte außerdem auch meinem Vater bei seinen vielen Schreib- und Rechnungsarbeiten helfen, und da beide Eltern musikalisch und literarisch gebildet waren, wurde ich von ihnen sehr früh in Musik unterrichtet und zum Vorlesen gewöhnt. Auch lernte ich bereits mit vier Jahren ordentlich hochdeutsch sprechen, da die Eltern sich nie anders mit mir unterhielten, obgleich sonst gewöhnlich erst vom siebenten Jahre an die Kinder in plattdeutscher Mundart zu reden aufhören müssen. Das Französische wurde mir bald geläufig, weil damals noch viele französische Lehrbücher im Gebrauch waren, die aus der Zeit der Franzosenherrschaft stammten, obgleich nach dem Sturze Napoleons die Sprache in Norddeutschland nicht mehr gesprochen wurde. Der Freiheitskrieg, in dem auch mein Vater seine Gesundheit und sein Vermögen geopfert hatte, war zur Zeit meiner Kindheit noch nicht vergessen, besonders weil die schlimmen Folgen der Fremdherrschaft nicht so schnell beseitigt werden konnten. Als ich eben sechzehn Jahre alt geworden war, mußte mein Vater, wegen zunehmender Kränklichkeit, einige seiner Ämter niederlegen; und weil ich schon immer meine Geschwister unterrichtet hatte, nahm ich dann in einer fremden Familie eine Stelle als Erzieherin an, was ich um so gebotener fand, als gerade die Massenfabrikation auch anfing, den kleinen Haushalt um seine einträglichen Arbeiten zu bringen,

wodurch der Erwerb baren Geldes mehr und mehr notwendig wurde. Indessen brachten mir die ersten von den Meinigen getrennt verlebten Jahre viel Unheil, da ich nicht allein durch eine schreckliche Feuersbrunst meine ganze Kleidung, sowie alle meine Bücher, Musikalien und Zeichnungen verlor, sondern nun auch gezwungen war, unter Menschen, die mir mit Recht mißfielen, noch länger zu verweilen, um nicht ganz mittellos zu meinen armen Eltern zurückzukehren. Daran nicht genug, mußte ich auch erdulden, daß mein Vater nach schwerer Krankheit starb, ohne daß es mir vergönnt ward, ihn noch einmal zu sehen.

Nachdem es mir dann gelungen war, meiner Mutter zu helfen, eine kleine Schule zu errichten, von deren Ertrag sie (mit meinen Geschwistern) notdürftig zu leben imstande sein konnte, ging ich abermals als Erzieherin der Kinder eines Gutsbesitzers in Stellung, um, wie zuvor, meine Familie durch das von mir erworbene Gehalt zu unterstützen. Diesmal hatte ich es besser getroffen und außerdem war ich nun älter und daher mehr befähigt, mir eine leidliche Behandlung zu verschaffen. In den Ferien reiste ich stets nach Hause, und als dann meine jüngere Schwester herangewachsen war, reisten wir beide eines Tages nach Berlin, um dort bessere Stellungen zu erlangen, was aber freilich wiederum nur auf dem Lande, in Familien von adeligen Gutsbesitzern, möglich war. Erst als meine Schwester sich dort später verheiratet hatte, fand auch ich in der großen Stadt selbst einen Wirkungskreis, und so habe ich dort die Revolution von 1848 von Anfang bis zu Ende miterlebt und infolge davon bin ich im März 1849 mit einer befreundeten Familie nach Hamburg gereist, um diese, die des Englischen nicht mächtig war (dessen aber bedurfte und sich meiner Hilfe bedienen wollte), nach Australien zu begleiten. Ich muß einschalten, daß ich inzwischen für mein selbsterworbenes Geld in Berlin Konversationsstunden im Französischen und Englischen genommen hatte, so daß ich nun in beiden ziemlich gewandt war, weil ich vorher schon durch eigenen Fleiß gelernt hatte, jedes französische und englische Buch lesen und verstehen zu können. – Die Seereise war sehr lang, gefährlich und durch Krankheit und Todesfälle betrübend, weswegen wir gezwungen wurden, in den Hafen von Rio de Janeiro einzulaufen, der wunderbar schön zu nennen ist. Viele Passagiere, und ich mit ihnen, entschlossen sich, die Fahrt nicht weiter fortzusetzen, sondern lieber in Brasilien ein Unterkommen zu finden. So kam ich, durch die Vermittlung eines deutschen Arztes, als Lehrerin in ein großes brasiliäisches (portugiesisches) Erziehungs-Institut, erlebte den Ausbruch des hier früher nie bekannten gelben Fiebers, ohne indessen

anders dadurch zu leiden, als indem ich sehr viel als freiwillige Krankenpflegerin in Anspruch genommen wurde.

Indessen verheiratete ich mich im Jahre 1850 mit dem deutschen Ingenieur Hermann Günther, der aus Europa gesandt worden war, um die Kolonie «Donna Franziska» oder «Joinville» (im Urwalde der Provinz Paraná) anzulegen, wohin ich ihn begleitet habe. Auf dem dort nur von ganz wilden Indianern zuweilen besuchten Küstengebiet, welches dem Prinzen Joinville (als Gemahl der Schwester des Kaisers Dom Pedro) gehörte, war damals noch keine Menschenseele ansäßig und mein Mann hat (mit Hilfe brasili-anischer Arbeiter) dort die ersten Häuser gebaut, sowie einige deutsche Ansiedler eingeführt. Wegen der zu großen Habsucht seiner (in Hamburg lebenden) Vorgesetzten mußte er indes schon nach zehn Monaten diese Stellung aufgeben, und so begleitete ich ihn nach Rio zurück, und dann nach der Hauptstadt der Provinz «Sao Paulo» gleichen Namens, wo er als Ingenieur (Baumeister) einen Wirkungskreis fand, während ich, nachdem ich das geforderte Staatsexamen bestanden hatte, ein Mädchen-Kollegio (Erziehungsanstalt) einrichtete, und zwar nach dortiger Landessitte, als «Donna Julia Engell-Günther», weil in Brasilien jede Frau zuerst den Namen ihres Vaters führen muß und erst nachher den des Ehemannes, eben weil er später hinzu gekommen ist. – Da mein Mann mehrmals versetzt wurde, mußte ich auch mein «Kollegio» dann von einem Orte zum andern verlegen, was nur mittels beladener Maultiere geschehen konnte und manche Abenteuer mit sich brachte, über die ich bereits vieles veröffentlicht habe.

Erst im Jahre 1858 war es uns möglich, so viel Geld zusammen zu bringen, um nach Europa, und zwar nach der Schweiz, wo meine jüngere Schwester inzwischen verheiratet lebte, zurückzukehren. Doch gingen wir bald von da nach Stuttgart und nach kurzem Aufenthalt dort nach Berlin, wo mein Mann im Jahre 1860 ein großes fotografisches Institut anlegte, worin ich viele Jahre sehr tätig gewesen bin. Während der Kriegszeiten suchte ich die Geschäftsstille auszugleichen, indem ich viele Tausende von Blumen nach der Natur fotografierte und malte, die außerordentlichen Absatz fanden. Doch waren die Nachwirkungen der Kriege für mich in vieler Hinsicht verhängnisvoll.

Seit 1883 bin ich dann bis 1889 als Lehrerin für Musik, Zeichnen, Malen und Sprachen im Institut Concordia¹ in Zürich angestellt gewesen, nachdem meine Söhne dort schon erzogen waren. Darauf bin ich mit meinem jüngsten Sohn (nebst dessen Familie) nach Locarno gegangen und habe

also mehrere Jahre im «schönen Süden» der Schweiz, am herrlichen «Lago Maggiore» gelebt und mich stets bemüht, durch schriftliche Mitteilungen meiner vielen Erfahrungen den Nächsten nützlich zu sein, so viel ich eben vermochte.²

Die in Berlin verheiratete Schwester war Louise (1827–1902). Ihr zweiter Ehemann, der Arzt Wilhelm Loewe-Calbe (1814–1886), war 1848 Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung.

Auch der westfälische Jurist und Bergbauunternehmer Conrad von Rappard (1805–1881) war im Frankfurter Parlament. Nach dem Scheitern der Revolution flüchtete er in die Schweiz und heiratete 1856 in Freiburg i. Ue. in zweiter Ehe die jüngste der Engell-Schwestern, Albertine (1832–1922). In Wabern bei Bern betrieb Rappard das Engell'sche Mikroskopische Institut, als politischer Flüchtling unter dem ledigen Namen seiner Frau. Albertine von Rappard war aktiv am Institutsbetrieb beteiligt, und vermutlich arbeitete auch Julie während ihres kurzen Aufenthalts in Wabern dort mit. Conrad und Albertines in Wabern geborene Tochter Clara (1857–1912), die eine der bedeutendsten Malerinnen der Schweiz wurde, war in ihrem Weltbild wesentlich auch von ihren Tanten geprägt. Conrad von Rappard und sein Bruder Hermann erbauten als Pioniere des Fremdenverkehrs das erste Hotel am Giessbach und das Hotel Jungfraublick, bei dem Robert Roller II aus Burgdorf leitender Architekt war.

Reinhold, der einzige leibliche Sohn von Julie und Hermann Günther³, schrieb: «Die Schweiz, d. h. ihr demokratisches Wesen mißfiel meinem Vater gründlich.»⁴ Dieses Missfallen wurde von Julie kaum geteilt, trug aber wohl zum Entscheid bei, wieder nach Deutschland zu gehen – und vielleicht auch zur späteren Trennung der beiden.⁵

Reinhold wurde am 25. Mai 1863 in Schöneberg bei Berlin geboren, und da die Mutter schon im 44. Lebensjahr stand, hatte niemand an eine Schwangerschaft geglaubt. Reinhold schrieb dazu, ihr Schwager, Dr. Loewe-Calbe, habe zunächst auf ein Unterleibsgeschwür behandelt.

An der Universität Zürich studierte Reinhold Geschichte, Geografie, Kunst- und Kulturgeschichte und Naturwissenschaften. 1896 doktorierte er an der Universität Bern. Das Thema seiner Dissertation war: «Die Operationen Lecombe's im schweizerischen Hochgebirge 1799 mit besonderer Berücksichtigung der Rolle, die der Gotthard dabei gespielt hat.» Im Doktorexamen wurde er mit «summa cum laude» promoviert.

Am 10. Juni 1888 war Reinhold Günther mit seiner Frau Emma und dem zweijährigen Sohn Otto Bürger von Stallikon im Kanton Zürich geworden. 1896 begann er mit der Niederschrift seiner Erinnerungen für seinen Sohn. Die handschriftlichen Hefte enthalten auch Äusserungen über die Familie und deren Herkunft und über die Persönlichkeit von Reinhols Eltern. Die Günther waren demnach ein ursprünglich schlesisches Bauerngeschlecht. Reinhols Vater, Hermann Günther, geboren 1820, ging zum Militär und wurde dann Kaufmann in Hamburg.

Die Engell entstammten der Sage nach dem schwedischen Königshaus und sollen vertriebene Edelleute gewesen sein. Julies Vater, geboren 1784, war ursprünglich wohlhabender Gutsbesitzer, der aus Patriotismus in den Freiheitskriegen 1813–1815 grosse Summen opferte und dadurch verarmte.

«Eine Schule hatte meine Mutter [...] niemals besucht. Das reiche Familienleben, die Erziehung, welche ihr durch die Mutter zu Teil wurde, lies diesen Schaden kaum bemerken. Immerhin hat meine Mutter die Fehler des Autodidakten stets bewahrt. [...] Schon im Jahre 1836 musste sie das elterliche Haus verlassen, um das schwere Brod einer Erzieherin in den verschiedensten Häusern protziger Bürgerlicher und hochmütiger Adeliger zu genießen [sic].»⁶ Der Sohn schrieb weiter, die Mutter sei kein Talent, wohl aber von unermüdlicher Arbeitskraft.

Von Julie Engells Fleiss als Schriftstellerin zeugen zahlreiche Erzählungen, biografische Texte und Gedichte in verschiedenen Zeitschriften. Dazu kamen Buchpublikationen, auch solche für Kinder, wie etwa 1871 das von ihr selbst illustrierte «Der beste Freund oder Was eine deutsche Mutter zu ihren Kindern spricht. Nützliches Wissen in Reimen. Erste Abteilung für Kinder im Alter von 6–8 Jahren»⁷.

Die einzelnen Kapitel tragen folgende Titel:

1. Die fünf Sinne.	7. Bruchrechnen.
2. Addiren.	8. Das Einmaleins.
3. Subtrahiren.	9. Eine Seereise.
4. Multipliciren.	10. Eine Landreise. (mit Karten)
5. Dividieren.	11. Reise durch Asien und Afrika.
6. Regel de tri ⁸ .	12. Reise durch Amerika u. Australien.

Der Verlag hob eines besonders hervor: «*Mühelos sucht sie ihren Lieblingen das Lernen zu machen, wie sie bestrebt ist, deren Nachdenken anzuregen und ihnen Lust und Liebe zu weiterem Wissen einzuflößen.*»⁹

In «*Die neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens*», der 1883 von Karl Kautsky gegründeten wichtigsten Theoriezeitschrift der SPD, veröffentlichte sie die Abhandlung «*Die Erziehung des weiblichen Geschlechts*». Einige Auszüge daraus geben einen Eindruck von Julies Haltung und Argumentation:

«*[...] sollte man wohl endlich einsehen, daß eine andere Erziehung als bisher, und vor allem eine Gewöhnung zur Selbständigkeit, viel wünschenswerter für die Frauen sein dürfte als ihre bisherige Hülf- und Ratlosigkeit. [...]*

Namentlich stellt sich als immer notwendiger die Erziehung der Frau zur Selbständigkeit, zu einer Berufstätigkeit heraus. [...]

Will man dem weiblichen Geschlecht wirklich helfen, so muß man vor allem zugeben, daß die Frauen Menschen sind, und folglich dieselben Ansprüche auf ein menschenwürdiges Dasein haben, als die Männer. Erst wenn dieser Satz in allen seinen Konsequenzen anerkannt ist, kann man von weiteren Reformen reden, die meines Erachtens mit der Verbesserung der Schulen anfangen müßten.»¹⁰

Eines ihrer letzten Bücher wurde in Burgdorf geschrieben oder zumindest vollendet: die 1901 in Bamberg erschienenen «*Faustiana – Splitter aus Goethes Faust in neuer Fassung*».

Das Vorwort lautet:

«*Eine Erinnerung an Goethe's «Faust», dem deutschesten Werke dieses edelsten deutschen Menschen und menschlichsten Deutschen – wird hoffentlich mit Wohlwollen aufgenommen werden.*

Er hätte Allen das schönste Loos schaffen wollen, und so spricht er:

«Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?» –

«Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.» –

Also – das sei der Segensspruch, den ich diesen Reimen mitzugeben wage, durch die ich zum Studium des unvergleichlichen «Faust» anregen möchte; in dessen Geist alle echten Deutschen einig sind.»

Das Berner Schulblatt vom 30. Januar 1904 war des Lobes voll: «Eine 84-jährige, tüchtige und wohlmeinende und begeisterte Schriftstellerin der Schweiz bietet uns hier eine schöne, poetische Gabe dar.

Diese Gabe hat nicht nur Wert für Leser von Goethes *«Faust»*, sondern für jedermann. Die Dichterin geht in vielen Versen von einzelnen Sätzen aus dem *«Faust»* aus, schliesst dann aber ihre eigenen Betrachtungen, Gedanken, Widerlegungen und Lehren an und erzweckt [sic] damit Belehrung und Erbauung. Vielfach behandelt die Dichterin auch frei und selbständige gewählte Themata, wie die Unabhängigkeit, die Menschenfreundlichkeit, die Gerechtigkeit, Mutterliebe, der *«Deutsche Geist»* etc., und überall spricht sich die milde, freundliche, gütige, für die Wahrheit und das Recht begeisterte Gesinnung in schöner Form aus. Das Büchlein bietet auf 54 S. eine Menge von erbaulichen, ethischen Gedanken, z. B.:
«Die Freuden, die wir andern geben,
Die sind das wahrste Glück im Leben»
oder
«Mehr Licht bleibt ewig unser heiss Verlangen.»¹¹

Im Juli 1904 veröffentlichte die «Österreichische Frauen-Zeitung», Zeitschrift für die katholische Frauenwelt, folgendes Gedicht:

Der wahre Sinn. Von Frau Engell-Günther (Zürich)

Wie kommt's, daß immerfort wir eifrig streiten? –
Was haben alle diese Reden zu bedeuten? –
Es handelt sich fürwahr nur um das Eine:
«Sind Frauen *«Menschen»* oder sind sie *«keine»?*» –

Wer «Mensch» ist, hat gewiß auch «Menschenrechte»!
Und doch erbt vom Geschlecht sich zum Geschlechte
Der Wahn, daß Frau'n von anderm Teige wären
Als Männer; – und man will sich nicht bekehren! –

Heut' kann der kleine Haushalt nichts ernähren;
Der Gartenbau, die Viehzucht sind verschwunden;
Des Großbetrieb's kann niemand sich erwehren; –
Und – noch hab'n Frauen nicht Ersatz gefunden.

Nicht jetzt erst will die Frau ihr Brot erwerben;
Sie hatte Arbeit stets im Haus, im Hof und Felde;
Sie lies da Mann und Kinder nicht verderben;
Sie schaffte alles; – wenn auch nicht in barem Gelde.

Zwar blieb der Mann stets Herr, dem alles diente;
Doch war der Frauen Arbeit unentbehrlich.
Dann kam Maschinenkraft, die sich erkühnte,
Das alles umzustürzen, – wie erklärlich.

Allein – man weiß das nicht, und will's nicht wissen,
Bis Not uns zwingt; – man wird's begreifen müssen:
Daß Frauenarbeit viel der Welt kann bieten,
So sehr auch mancher mag dagegen wüten.

Die Aerzte sagen: «Laßt sie alles werden,
Nur Aerzte nicht! – weil's Unheil brächt' auf Erden!»
Die Lehrer sprechen: «Laßt sie Kinder pflegen;
Doch nie auf höh're Wissenschaft sich legen.»

Juristen gar, die schrei'n: «Sie soll'n nicht Rechte
Versteh'n! – denn sie gehören zum Geschlechte,
Dem wir Verstand nie haben zugeschrieben.
Sie soll'n nichts können, als – nach Vorschrift lieben.»

Im Grunde meinen alle: «Mag sie leben!
Wenn sie nur mich nicht hindert im Bestreben,
Bald Ruhm- und Gelderfolge zu erreichen! –
Drum soll sie nie versuchen, mir zu gleichen.» –

Da bleibt denn übrig nur, kurz zu entscheiden:
«Die Frau soll denkend handeln nicht, – nur leiden! –
Man halte sie in Finsternis und Banden; –
Nur Schuld und Strafe sei'n für sie vorhanden!»

Doch wieder – keiner will das eingestehen! –
Die Wahrheit soll am wenigsten man sehen.
Und also – spricht man viel – unklare Sachen.
Es kommt ja nichts d'rauf an, was and're draus machen! –»¹²

Die Zeitung, das offizielle Organ des «Christlichen Frauenbundes für Steiermark», trug den Wahlspruch: «Gut christlich, österreichisch und deutsch!» Wie die Autorin zu den antisemitischen Aufforderungen auf der Titelseite stand, muss Spekulation bleiben:

«Um was wir ersuchen:

1. Kauft nur bei Christen!
2. Zieht nur *christliche* Aerzte und Advokaten zu Rate – es ist *nicht wahr*, daß die Juden in diesen Berufen tüchtiger sind.
3. Unterstützt die *christliche Presse* – hinaus mit der Judenpresse!»¹³

Der Sohn Reinhold hatte offenbar weltanschaulich ziemlich andere Schwerpunkte als die Mutter. Der Hauptmann der Infanterie in einem Freiburger Bataillon publizierte vor allem als Militärschriftsteller. 1901 übernahm er die Redaktion der Schweizer Soldatenblätter, die von der Gründung 1884 bis 1897 in Burgdorf bei Samuel Haller, danach aber in Horgen ZH erschienen. Reinhold war auch Kulturhistoriker und hielt während zweier Wintersemester am Technikum «eine Vortragsserie, in der er «Bilder aus der Kulturgeschichte» im Technikum jeden Mittwoch Abend in wahrhaft genialer Weise einem zahlreichen Auditorium vorführt». ¹⁴

Eine weitere Spur, die er in Burgdorf zurückliess, war die Anregung, Max Schneckenburger, dem Dichter des Liedes «Die Wacht am Rhein», in der Stadt, in der er 1849 gestorben war, ein Denkmal zu errichten.

Das Ende der Burgdorfer Zeit kam für die Familie, als Reinhold Günther 1902 als Redaktor an die «Basler Zeitung» berufen wurde. Bis 1905 blieb er auf diesem Posten und arbeitete danach als freier Journalist. Im Mai 1910 starb er nach monatelanger, schwerer Krankheit in Basel.

Am 24. September 1910 folgte ihm die fast 92-jährige Mutter in den Tod. In einem Nachruf in der «Schweizer Freien Presse» stand unter anderem: «[...] Mochte die Verstorbene als Schriftstellerin nicht zu den ersten und glänzendsten ihres Geschlechts gehören: an tapferem Lebensmut, an edler Lebensfreudigkeit, an selbstloser Opferfähigkeit und rastloser Arbeitskraft wird sie schwer übertroffen werden können. Vorab jedoch sei der unvergleichlich feinen Lebensweisheit und Menschenkenntnis der Greisin gedacht und jener Sophrosyne, die die imposante Erscheinung mit dem Schleier des Prophetischen umgab. Das Leben hat die seltene Frau über rauhe Pfade geführt – aber sie ist allezeit des Lebens Herrin geblieben, ein Heldenmut, um das Männer sie beneiden dürfen.»¹⁵



Julie Engell (rechts) auf der Heliogravure «Sibyllen» von 1897. Aus der Mappe «Studien und Fantasien», München, Verlagsanstalt F. Bruckmann (Scan zvg)

Anmerkungen

- ¹ Die 1868 in St. Gallen von Dr. Bertsch-Sailer, Professor an der Kantonsschule, gegründete «Internationale Lehr- und Erziehungs-Anstalt Concordia» war eine Vorbereitungsanstalt für Knaben für den Eintritt ins Polytechnikum, die 1878 nach Zürich-Hirslanden übersiedelte.
- ² Engell-Günther, J.: Meine Erinnerungen. In: *Helvetia, Illustrierte Monatsschrift*. Basel, Verlag der «Helvetia», P. Weber, 25. Jg., 1902, S. 519 ff.
- ³ Vor seiner Geburt hatten sie einen Knaben, Arthur, adoptiert.
- ⁴ Günther, R.: *Meine Lebenserinnerungen, 1896–1897*, Ms. [PB]
- ⁵ Hermann Günther starb 1894.
- ⁶ Günther, R.: *Meine Lebenserinnerungen, 1896–1897*, Ms. [PB]
- ⁷ Gera, Issleib und Rietzschel, 1871
- ⁸ D. i. Dreisatz
- ⁹ Kladderadatsch, Erstes Beiblatt, Berlin, 3. Dezember 1871, S. 5
- ¹⁰ Die neue Zeit, I. Jg. 1883, Heft 5., S. 214–223
- ¹¹ Berner Schulblatt, 30. Januar 1904, S. 78
- ¹² Oesterreichische Frauen-Zeitung, Wien, 24. Juli 1904, S. 4
- ¹³ Oesterreichische Frauen-Zeitung, Wien, 24. Juli 1904, S. 1
- ¹⁴ Der Bund, Bern, 22. November 1901, S. 2
- ¹⁵ Zitiert nach: Schweizer Frauen-Zeitung, St. Gallen, 2. Oktober 1910, Nr. 40, S. 161